

Wohnexperiment und Vorzeigobjekt: Das Winterthurer Mehrgenerationenhaus

Miteinander, nicht nebeneinander

350 Menschen, vom Kleinkind bis zum Greis, leben in der ersten Mehrgenerationensiedlung der Schweiz. Niemand soll sich mehr allein fühlen, alle sollen einander helfen – auch wenn das anstrengend sein kann.

Von Wolfgang Koydl

Man kennt das ja aus alten Büchern, aus den Fünfzigerjahren etwa: Grossvater kann alles reparieren und baut die besten Drachen, Oma backt feine Kuchen und passt auf den Nachwuchs auf. Das ist alles kein Problem, sie leben ja unter demselben Dach wie ihre Kinder und Enkelkinder. Dafür helfen die Eltern den Alten beim AHV-Bescheid oder bei den Einkäufen.

Und wenn dann noch die Schwester oder der Cousin mit ihren Familien gleich nebenan wohnen, dann ist das Paradies gerade für die Kinder perfekt: Sie wachsen in einer Patchwork-Grossfamilie verschiedenster Generationen auf – behütet und doch unabhängig.

Alles vorüber, aus und vorbei. Grosse Familien wurden zu kleinsten Einheiten atomisiert, die

in anonymen Siedlungen wohnen. Die Grosse Eltern leben für sich oder werden im Heim entsorgt, die Kinder hängen in ihren Zimmern an iPhone, Xbox und iPad, und den Nachbarn nickt man nur kurz zu, wenn man ihnen auf dem Weg zum Bus begegnet. Natürlich war das früher besser, aber, so seufzt man, das ist der Lauf der Zeit. Nicht mehr zu ändern?

Ein paar engagierte Männer und Frauen in der Schweiz wollten dies nicht wahrhaben. Nach achtjähriger Planung inklusive diverser Rückschläge haben sie in Winterthur das erste Mehrgenerationenhaus des Landes eröffnet. Das heisst, es ist viel

mehr geworden als nur ein Haus: 350 Menschen, vom Kleinkind bis zum Greis, leben in der Giesserei-Siedlung ausserhalb der früheren Industriestadt. Der Unterschied zum herkömmlichen Wohnblock: Sie leben miteinander, nicht nebeneinander.

«Nach der Pensionierung nur noch hier leben»

Ähnliche Projekte gibt es auch in anderen Ländern, zumal in Deutschland oder in den Vereinigten Staaten. Doch Hans Suter ist stolz auf ein besonderes Merkmal: Die Siedlung ist nicht nur grösser als vergleichbare Projekte, ihre Bewohner verwalten sich auch selbst – ein wenig direkte Demokratie auf Mikro-Ebene. «Wir sind die grösste gemeinschaftliche Genossenschafts-siedlung der Schweiz», sagt Suter. Der studierte Architekt war die treibende Kraft hinter dem Experiment.

Im Januar war Schlüsselübergabe, schon im Mai waren alle 155

Wohnungen vergeben. Seither wird die Warteliste immer länger. Sogar ein Mann aus Berlin ist Mitglied der Genossenschaft geworden – Voraussetzung für eine Aufnahme in die Warteliste. «Nach seiner Pensionierung möchte er nur hier leben», zitiert Suter den deutschen Interessenten.

Zudem ist der rostrot leuchtende Wohnblock mit der Lattenfassade Ziel von Architektur-

Touristen aus dem In- und Ausland geworden. Denn das ganze fünfstöckige Gebäude ist aus Holz gebaut – was man im Innenhof, in dem sich bei gutem Wetter ein Grossteil des gemeinschaftlichen Lebens abspielt, auch sehr gut riechen kann.

Ausserdem sind die Wohnungen nicht einheitlich geschnitten. Es gibt mehr als vierzig verschiedene Grundrisse, und von der Grösse her ist vom Zwei-Zimmer-Apartment über Drei-, Vier-, Fünf- bis Sechs-Zimmer-Wohnungen alles vorhanden. Sogar ein Penthouse mit zehn Räumen gibt es. Dort wohnt derzeit eine WG. Zusätzlich hat man überall sogenannte Joker-Zimmer

Die Mieten sind so hoch wie überall sonst. Das Lebensgefühl allerdings ist unbezahlbar.

verstreut, die man als Arbeitsraum mieten kann oder die als Gästezimmer für Besucher bereitgehalten werden.

Attraktiv wird die Giesserei nicht unbedingt wegen der Mieten, die sich im ortsüblichen Bereich bewegen, sondern wegen des Lebensgefühls. «Hier ist man nicht allein, wenn man jemanden braucht, und hier merkt man, dass man auch gebraucht wird», fasst es Ursula Balzli zusammen. Die 76-Jährige hatte sich fast schon damit abgefunden, dass sie den Rest ihres Lebens allein in einer Wohnung leben müsste. Vor 20 Jahren ging ihre Ehe in die Brüche, kurz darauf wanderten ihre beiden Söhne nach Thailand aus. «Ich wollte mir eine neue Familie suchen», sagt sie – und korrigiert sich mit verlegenem Lachen. «Also, halt Leute, die mir nahestehen.» Die hat sie jetzt zur Genüge. «Wenn ich etwas gekocht habe, kann ich Nachbarn einladen», meint sie. «Und wenn ich allein sein will, kann ich mich zurückziehen.» In der Genossenschaft ist sie für die Wasch-Bar zuständig. Vordergründig wird hier Wäsche gewaschen, getrocknet, geflickt. Tatsächlich handelt es sich um einen Treffpunkt, wo man plaudern, Kaffee trinken oder Kicker spielen kann, derweil die Buntwäsche bei 45 Grad in der Trommel rotiert.

Grundsätzlich soll sich jeder Bewohner mit persönlichen Fähigkeiten und Kenntnissen um Unterhalt und Betrieb der Siedlung kümmern. Das kann die Bewirtschaftung der Pantoffel-Bar sein, die sich mit einem Angebot an Snacks und Getränken sowie einer riesigen Terrasse zu einem weiteren Treffpunkt nach Feierabend entwickelt hat. Andere engagieren Künstler für Aufführungen im modernen Theatersaal oder sie arbeiten in einer der drei Werkstätten, wo man eigenen Bastel-Hobbys frönen kann. Per Webseite oder Aushang können die Mieter nach speziellen Dienstleistungen fragen oder Mitbewohnern eigene Dienste anbieten. Mindestens 36 Pflichtstunden im Jahr muss jeder Bewohner für die Gemeinschaft aufbringen – sei es mit Schneeschaufeln, Gartenarbeit oder Treppenreinigung. Natürlich gibt es Drückeberger, gibt Suter zu. Im Moment stellten sie allerdings noch kein Problem dar. Grundsätzlich gelte, dass jede nicht geleistete Stunde nach den üblichen Tarifen bezahlt werden muss.

Aufregend und anstrengend ist das Leben in der Siedlung

Daniel Mahler freilich bringt sich ein in das Unternehmen. In der Siedlung ist er für Unterhalt und Reinigung zuständig. Für die Familie des 34-Jährigen war die Giesserei die Antwort auf die Frage, ob sie eine Wohnung kaufen oder weiterhin mieten sollte. «Als wir von der Giesserei erfuhren, wussten wir: Das ist es, wonach wir suchen», sagt er. «Wir waren begeistert von der Idee, und vor allem für die Kinder schien es uns perfekt zu sein.» Tatsächlich ist es kein Problem, Babysitter für den zweijährigen Leo und die vier Jahre alte Paula zu finden. Und beim Spielen im Hof mangelt es nicht an Spielkameraden: Rund 100 Kinder leben in der Giesserei. Mit ihrer Mitwirkung entsteht demnächst ein Abenteuerspielplatz.

Aufregend, aber auch ein wenig anstrengend sei das Leben in der Siedlung, meinen alle Beteiligten übereinstimmend. Denn die Selbstverwaltung sei schon «eine Herausforderung», gesteht Suter, und auch Mahler spricht von Kinderkrankheiten, «weil wir vieles neu erfinden müssen, weil es das halt so noch nie gegeben hat». Die Folge sind zahlreiche Mieterversammlungen, auf denen zum Teil bis spät in die Nacht diskutiert wird. Das ist nicht jedermanns Sache, und auch auf Nachbarschaftsstreitigkeiten stellt man sich vorsorglich ein. Schliesslich wird



Schöner wohnen? Besser wohnen! Der rostrot leuchtende Häuserblock in Winterthur ist zum Ziel von Architektur-Touristen aus dem Aus- und Inland geworden.

Foto: Hannes Henz

die menschliche Natur nicht durch ein einziges ehrgeiziges Wohn-Experiment gleichsam über Nacht ausser Kraft gesetzt. Stänkerer gibt es überall.

Grundsätzlich jedoch ist Hans Suter zuversichtlich. «Noch schweben wir alle ein wenig in einer Anfangseuphorie», sagt er. «Aber es gibt keinen Grund, weshalb dieses Gefühl nicht anhalten soll.» ●

Dieser Beitrag erschien zuerst in der «Süddeutschen Zeitung».